

Dieses Weinen geht durch Mark und Bein

Bröckelnder Adel und florierendes Bürgertum, kommentiert von den Dienstboten: In einer neuen Leseausgabe ist Marie von Ebner-Eschenbach als abgeklärte Erzählerin zu entdecken.

Von Michael Krüger

Wer das schöne Wagnis eingehen will, die Erzählungen der Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach noch einmal zu lesen, sollte einen soliden Vorrat an Taschentüchern mit in die Sofaecke nehmen. Denn immer, wenn die Beschreibungen des Elends einen Höhepunkt erreichen, der eine Überbietung nicht mehr zulässt, wenn die unterste Stufe der sozialen Leiter erreicht ist und die gebeutelten Personen nur noch Dreck und Armut und soziale Ausgrenzung zu erwarten haben - dann fällt einer oder eine auf die Knie, umklammert einen Rocksäum oder ein Männerbein und fängt so bitterlich zu weinen an, dass man selbst als hartgesottener Leser auch nicht anders kann als solidarisch mitzuweinen. Und dann betritt - natürlich unsichtbar, denn wir befinden uns in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts - Clementia die Szene, die alles richtet. "Dieses Weinen" - heißt es einmal - "ging ihm durch Mark und Bein, dieses Weinen musste aufhören, dem musste er ein Ende machen" - aber wie soll das gehen, fragt sich der Leser? Nun, wenn man den Faden der Erzählung fest in der Hand hat und so einigermaßen zwischen Gut und Böse unterscheiden kann, zwischen Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, dem wird schon etwas einfallen. Marie von Ebner-Eschenbach jedenfalls, die fast vergessene österreichische Schriftstellerin, ist um eine richtige und oft unvorhersehbare Wendung nie verlegen.

Oscar Wilde, ein Zeitgenosse der Ebner, hatte seinen Kollegen vorgeworfen, dass sie "uns mit Tatsachen langweilen, die sie als Dichtungen ausgeben", und besonders Zola sei ein Meister darin, "langweilige Laster und noch langweiligere Tugenden" zu beschreiben. Ein wahrer Romandichter dagegen solle "niemals eine andere Absicht haben als die, eine Geschichte zu erzählen", und vor allem niemals "gute Lehren" erteilen, wie Dickens, der "den Faden der Geschichte abreißt, um zu erklären, was er meint".

Aber was macht Marie von Ebner-Eschenbach anders, was können wir aus der schönen neuen Leseausgabe lernen, die Evelyne Polt-Heinzl, Daniela Strigl und Ulrike Tanzer im Residenz Verlag herausgeben? Zunächst einmal ist man verblüfft, wie klar die Situation der Zeit nach der Revolution von 1848 beschrieben ist. Hier der bröckelnde Adel in seinen verwitterten Gemäuern, der sich an Stil und Rituale klammert, aber die Rechnung nicht mehr begleichen kann, dort das aufstrebende, zu Geld gekommene Bürgertum, das, wenn es ums Heiraten geht, den adligen Herrn ohne Gesichtsverlust auffordern kann, den bürgerlichen Namen der Braut anzunehmen, das wäre besser fürs Geschäft. Und sogar der dritte Stand, die Häusler und Dienstboten, erhalten bei der Ebner eine deutliche Stimme, sie sind sogar, wie in den besten Geschichten, "Das Gemeindekind" und "Bozena", die erklärten Lieblinge der Autorin.

Zunächst ist Pavel, das "Gemeindekind", bereit, ein Leben ohne Tränen zu führen. Auf die Frage des Lehrers, was einmal aus ihm werden solle, sagt er selbstbewusst: "Ein Dieb." Den Vater, der einen Pfarrer umgebracht hat, um Geld fürs Saufen zu rauben, hat man gehenkt, die Mutter ins Zuchthaus gesperrt, die geliebte Schwester ist bei der Schlossherrin untergekommen, die sie ins Kloster gibt, wo sie auf furchtbare Weise "erzogen" wird und bald stirbt. Pavel selbst wird in die Obhut des Dorfhirten und seiner Frau gegeben, die zu den "Verrufensten des Ortes" gehören, er ein Trunkenbold, sie "katzenfalsch und böseartig". Was kann aus so einem wie Pavel werden, lautet die Frage, die sich Marie von Ebner-Eschenbach vorgelegt hat? Aus einem, der mutterseelenallein in einem Milieu aufwächst, in dem der Mangel an Moral (und an Geld und lieben Worten) mit Händen zu greifen ist? "Im Dorfe bin ich ein Dieb und muss ein Dieb sein", sagt er treuherzig der Klosterfrau. Jean Genet hätte an diesem Buben seine Freude gehabt!

Aber wir, die Leser, merken schon nach ein paar Seiten, dass der Bub sich irgendwie durchschlagen wird. Er hat das Herz auf dem rechten Fleck. Aus dieser Versuchsanordnung kann eine gute Schriftstellerin etwas machen. Wem in der Ansicht seiner Mitmenschen alles zuzutrauen ist - Einbruch, Diebstahl, Mord und Totschlag - , der muss einen guten Kern haben - so will es eine aufgeklärte Pädagogik. Und schon beginnt der "Bosnickel" zu fragen: "Was hab ich euch getan?"

Warum seid ihr meine Feinde?" Schließlich heißt es, "das Bewusstsein unauslöschlichen Hasses gegen alle Nebenmenschen labte und stählte sein Herz".

Zwei emblematische Personen helfen ihm, aus dieser Vereisung herauszukommen: der Lehrer und die Frau Baronin. Die Baronin schenkt ihm ein Feld, so dass Pavel Kleinbauer werden und sich ein Haus bauen kann, der Lehrer schenkt ihm Wissen und Wahrheiten. Zum Beispiel: "In früheren Zeiten konnte einer ruhig vor seinem vollen Teller sitzen und sich's schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, dass der Teller seines Nachbarn leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei den geistig völlig Blinden. Allen übrigen wird der leere Teller des Nachbarn den Appetit verderben - dem Braven aus Rechtsgefühl, dem Feigen aus Angst . . . Darum Sorge dafür, wenn du deinen Teller füllst, dass es in deiner Nachbarschaft so wenig leere als möglich gibt. Begreifst du?" - " Ich glaube, ja."

Natürlich kann man diesen etwas pedantisch-betulichen Ton im Sinne Oscar Wildes als "gute Lehren" kritisieren, die eine Geschichte zur Strecke bringen. Andererseits hat diese mit peinlichster Genauigkeit dargestellte Milieustudie - der Lehrer, der genug hat vom Obrigkeitsstaat und sich nach Amerika absetzt - den Vorzug, dass jeder wusste, woran er mit dieser Geschichte des sozialen Aufstiegs eines Gemeindegeldes dran war. Die Ebner bleibt nicht bei der Beschreibung des Elends stehen, das wäre ihr zu wenig gewesen. So ist das "Gemeindegeld" zum Vorbild für viele österreichische Dorfromane bis hin zu Franz Innerhofers "Schöne Tage" geworden. Mit einem Unterschied - der Roman der Ebner muss, so will es das Ethos der Autorin, gut ausgehen und rutscht dabei durch den Schlamm des Dorfteichs direkt in den Kitsch: "Mutter, konnte er nur sagen, Mutter. . . und er stürzte vor ihr nieder, barg sein Haupt in ihrem Schoß, umschlang sie und wusste, dass er jetzt seinen besten Reichtum, sein Kostbarstes und Teuerstes in seinen Armen hielt. Bleib bei mir, liebe Mutter, rief er. Ich werde meine Hände unter Eure Füße legen, ich werde Euch alles vergelten, was Ihr gelitten habt. Bleibt bei mir." (Hier kommen die Taschentücher wieder zum Einsatz.)

Noch stärkeren Tobak bietet die Geschichte der Magd "Bozema" von 1876. Auf der einen Seite eine fürchterliche Schmonzette mit Intrigen, Liebe und Verrat, Adel und Bürgertum, erster Frau und zweiter Frau, dumm und dämlich, reich (Bürgertum) und arm (Adel); auf der anderen die geradezu mythische Figur der Bozema: eine große, schöne Frau, die alle um einen Kopf überragt und in moralischer Hinsicht allen überlegen ist. Sie, die Kinderfrau, verströmt eine Weitsicht und eine Lebensklugheit, die all die studierten und gut erzogenen Personen, für die sie die schmutzige Wäsche waschen muss, ermangeln. "Leopold Heißenstein" - so lakonisch beginnt die Ebner ihre tragische Geschichte vom Untergang gleich mehrerer Familien - "war der reichste und einer der geachtetsten Bürger des Landstädtchens Weinberg." Wir ahnen, dass eine Fassade beschrieben wird, hinter der sich das Grauen zu einem bösen Spiel versammelt hat. "Er war nicht gewohnt, auf die Empfindungen anderer Rücksicht zu nehmen", heißt es wenig später, und auf der dritten Seite ist die Tragödie voll entbrannt: Heißenstein verliert seinen Sohn. "Für wen habe ich gearbeitet? - Ich habe keinen Erben!" An die Tochter, Röschen, denkt der gute Mann zuletzt, das war natürlich sein großer Fehler. Als Heißenstein verkündet, er wolle noch einmal heiraten, sieht Bozemas Reaktion so aus: "Ihr Blick zuckte an Heißenstein wie ein Blitz vom Wirbel bis zur Sohle hinab, und unter der Fülle von Geringschätzung, die sich auf ihren Lippen gelagert hatte, erschienen dieselben noch dicker als sonst. - Sie wollen wieder heiraten? . . . Wozu denn? - Herr Heißenstein richtete sich, so hoch er konnte, der Riesin gegenüber auf, knöpfte mit stolzer Entschlossenheit seinen neuen dunkelbraunen Winterrock zusammen und erwiderte: Meine Tochter braucht eine Mutter, und ich brauche einen Sohn. - Damit verließ er wuchtigen Schrittes das Zimmer."

Nun kann das Schicksal seinen gewundenen Lauf nehmen, und da die Autorin nicht nur Sinn für Gerechtigkeit, sondern auch ein satirisches Talent hat, bekommt jeder eine gehörige Portion Fett ab. So entstehen wunderbare Sätze wie der über die neue Braut: "Heißenstein gewann die Überzeugung, dass er sich im Notfalle an Nanettens spitzes Gesicht würde gewöhnen können." Auch an die Revolution muss er sich gewöhnen, an ihr aufgeregtes Gesicht: "Pöbelunruhen in Wien, Bürgerkrieg in Ungarn, die Oktobertage, die Abreise der kaiserlichen Familie nach Olmütz, die Desertion der Tschechen aus dem Reichstage . . . "Und nach der Revolution muss man sich an die Beschleunigung gewöhnen, an die Telegraphie und an die Eisenbahn, an den "gewaltigen Andrang von fremden Zuzüglern, von unternehmenden Leuten, die ihr Glück versuchen wollten in der im Aufschwunge begriffenen Stadt". Mit einem Wort: "Geld beherrscht die Welt."

Auch diese im Detail sehr traurige Geschichte geht gut aus, das ist sich die adlige Freifrau von Ebner-Eschenbach schuldig. Und was bleibt? Bozema natürlich, "die man einst die schöne, die große genannt" hat und die bis heute und solange es Literatur gibt, als die gute Bozema in Erinnerung bleiben wird: ein Mythos der Klugheit, der Warmherzigkeit und - des Verzichts. Denn wo alle am Ende

sich versöhnen und verheiraten und sogar der Adel endlich bereit ist, seine Philosophie der Untätigkeit gegen Arbeit einzutauschen, bleibt Bozена, inzwischen grau geworden, allein.

Soll man also die Werke der demnächst hundert Jahre toten Freifrau wieder lesen? Ja, unbedingt, und unbedingt unter kundiger Führung von Daniela Strigls klugem Nachwort.

Marie von Ebner-Eschenbach: "Leseausgabe im Schubert".

Hrsg. von Evelyne Polt-Heinzl, Daniela Strigl, Ulrike Tanzer. Residenz Verlag, St. Pölten 2015. Zus. 1400 S., geb., 75,- [Euro].

Bild: Beim Kartenspiel: Marie von Ebner-Eschenbach zwischen Betty Paoli (links) und Ida Fleischl um 1890

Bild: Foto Ullstein

Alle Rechte vorbehalten. Copyright Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main